

Nr. 149. Bromberg, den 12. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(19. Fortsetzung.)

II.

Die Macht der Überzeugung.

Es war ein großer Markttag in Berlin. Aber wo die Verkäufer und Käufer ihre Köpfe zusammensteckten, war's nun bei den Tuchen aus Brandenburg und Burg, oder bei den Stiefeln aus Kalau, oder dem süßen Gebäck aus Spandow, oder den Kochlöffeln und Quirlen und den Honigwaben, welche die Wenden aus Beeskow und Storkow feilboten, überall gab es nur eine Neuigkeit, die besprochen ward. Ein Raubtier war gefangen worden und in Ketten eingebracht und sollte gerichtet werden. Ein Bredow war es, und der Bredow von Hohen-Ziatz, das wußten alle; aber was er getan, wie er gefangen, ob er allein für sich stand oder im Bunde mit vielen, darüber liefen so verschiedene Erzählungen um, als Berlin und Kölln zusammen Einwohner hat. Eine war immer schreckhafter als die andere, und einer wußte besser als der andere, wie der Kurfürst gewütet und sich die Haare gerauft und geschworen, er wolle an den höchsten Galgen ihn hängen lassen.

Waren die Bürger und die von draußen uneins, ob sie darüber sich freuen oder klagen sollten — denn einige meinten, es sei doch schade, daß es gerade den Götze Bredow getroffen —, so sah man dafür nur zornige Gesichter unter den Herren, die vom Lande gekommen. Sie steckten die Köpfe zusammen in den Schenken und Gaststuben, die Augen rollten und die Fäuste schlugen auf den Tisch. Was da geflüstert ward, die Flüche und Drohungen, die von den Lippen quollen, wie jener über die Tafel spie und mit dem Fuß auftrat, daß die Tischbeine knackten; es war gut für die Herren und für das Gemeinwohl auch, daß es dazumal noch keine Horcher gab, und gab es deren, daß die Angeber nicht bezahlt wurden, die nichts hinterbringen konnten als Worte. Davon würden heutzutage Berge geschrieben von Akten und Prozesse geworden, die hätten lange Jahre gedauert, ja es hätte nicht Tinte genug gegeben, noch Papier, um alles zu schreiben, noch hätte die Mark so viele Festungen gehabt, um alle, die verurteilt wären, einzusperren. Auch dazumal kamen die Worte bis zu den Geheimräten und Kanzlern und den Fürsten selbst; die aber dachten einer wie der andere: Worte sind Wind. Der kommt und geht, und der ist ein Tor, der den Wind fassen will. Und darum ward es nicht schlimmer. Den Kurfürsten aber nannten seine Zeitgenossen und Nachkommen: Joachim Nestor oder Joachim den Weisen.*)

Durchs Spandower Tor kamen an die Hundert geritten, in Wehr und Waffen und sahen gar nicht freundlich aus. Es waren die Bredows von Friesack mit ihren Lehensvettern und Lehensleuten. Jeder wußte, um was sie kamen und verargte ihnen nicht ihre bösen Blicke, aber es ward darum keine Trommel gerührt, noch schickten die kurfürstlichen Offiziere ins Schloß, daß man sich vorsehe, ja die Wache vom Tor trat nicht einmal ins Gewehr. Die Bredows ritten nach ihrem Hause am hohen Steinweg, um da zu ratschlagen, was zu tun sei, und man fand das gut und ließ sie ratschlagen, so viel sie wollten; erst wenn sie etwas getan, das nicht gut war, dann war es Zeit, daß man nach ihnen fahndete und richtete.

An seinem Fenster aber sah sie der Herr von Lindenberg vorüberreiten, und sein blasses Gesicht war darum nicht freudiger. Man sah ihm an, daß er die Nacht wenig geschlafen, sein Morgentrunk stand auf dem Tische fast unberührt; sein buntes, glänzendes Hofkleid schien wie ein Spott zu seiner Miene. An seiner Tür klopfte es, und herein trat der Dechant von Alten-Brandenburg.

In beiden Blicken sprach sich etwas aus, was keiner Verständigung durch Worte bedurfte. Da bedarf ein Gespräch keiner langen Eingänge.

„Wir haben wohl beide Eil'", sagte Herr von Lindenberg.

„Es freut mich, daß mein gnädiger Herr von Lindenberg zu Hofe muß, so kostet das, warum ich ihn bitte, keinen besonderen Gang."

„Ihr kennt, wie ich, den unbiegsamen Charakter meines Herrn."

„Auch wenn der Herr von Lindenberg es auf s i c h nimmt, diesen Sinn zu beugen? Wir haben alle Beweise gesammelt, die Zeugen sind unterwegs, daß Herr Gottfried in jener Nacht geschlafen hat."

„Sagt lieber, daß er zu Bett gegangen und spät am Morgen aufgestanden ist. Der Kanzler wird entgegnen, daß damit nicht das Alibi erwiesen, daß es eine oft vorgekommene List derer ist, die nachts ausziehen, sich abends vor den Leuten zu Bett zu legen und morgens vor den Leuten aufzustehen, derweil man in der Nacht durch die Fenster schlüpft, an einem Seil über die Mauer gleitet und auf der Koppel ein gesattelt Pferd findet. Da kann man denn auch schwören, daß das Tor verschlossen blieb. Übrigens wißt Ihr, was die Zeugnisse der Dienstleute und Freunde in solchen Dingen vor Gericht gelten."

„Auch m e i n Zeugnis!" sprach der Geistliche mit einem scharfen Blick auf den Ritter. „Ich komme eben von einem Krankenlager. Es war ein jammervoller Anblick, den edlen Herrn von Krauchwitz zu sehen, wie er vom Fieber und unaussprechlicher Angst geschüttelt, alle Heiligen anrief, sich seiner zu erbarmen. Etwas ruchlos sonst in seinen Gesinnungen, schien doch die Gnade plötzlich zum Durchbruch gekommen. Eine rechte Freude war es, einen solchen Sünder in zerknirschter Buße der Kirche wieder gewonnen zu sehen. Auf seinen Knien, die Hände krampfhaft faltend —"

„Herr Dechant", unterbrach ihn der Ritter aufspringend, „Ihr seid ein Diener der Kirche, Ihr kennt Eure heiligen Pflichten. Ein Priester, der das Geheimnis der Beichte bricht, und gält' es des Kurfürsten Leben, Joachim vergibt es ihm nimmer."

„Nicht in der Beichte, als Freund vertraute mir der Junker, was er wußte. Mich bindet nichts als — meine Vernunft, wenn ich alle Schritte tue, die Freundschaft und Religion mir gebieten, die Ehre und das Leben eines unschuldigen Freundes zu retten."

Sie standen sich gegenüber, der Ritter mit verkreuzten Armen, der Geistliche, die Hände in den Ärmeln verschlungen, und maßen sich mit den Blicken: „Sprecht!" sagte der Geheimrat mit vollkommener Ruhe, das Auge scharf auf den Priester, der seine Augen jetzt auf der Diele ruhen ließ: „Der Rechtsstreit unseres Domkapitels über die Cave[illegible]n und die Fischerei in den Havelseen dauert schon Jahre und kann noch Jahre dauern, und wiewohl ich nicht zweifle, daß das Recht, welches auf seiten des Stiftes ist, zutage kommen muß, so sind die Grävenitze doch leider jetzt im Besitz und —"

---

*) Friedrich der Große sagte: Il reçut le surnom de Nestor comme Louis XIII. celui de Juste, c'est-à-dire sans que l'on [illegible] son.

„Und Ihr möchtet gern die süßen Karpfen, die Aale, Karauschen und Zander schon jetzt auf Eurer Tafel haben — Herr Dechant! Ich bin nur der Vormund der Grävenitzschen Kinder."

„Als gerechter Vormund dürft Ihr aber doch kein Unrecht verteidigen; Ihr könntet namens der unschuldigen Kleinen —"

„Das ist viel gefordert, Herr Dechant!"

„Es steht bei Euch, was Ihr opfert und was Ihr gewinnt, abzuwägen. Ich spreche nicht für mich, nur im Auftrag des Kapitels, das mir schon seit länger Vollmacht erteilte."

Der Geheimrat schwieg eine Weile: „Der Kauf wäre für Euch zu vorteilhaft und mein Gewinn mehr als zweifelhaft. Mit den stummen Fischen stopfe ich nur den Mund eines Zeugen. Wo soll ich Fische hernehmen für die anderen Mäuler! So wie Euer Verstand Euch sagen wird, kann ich auf den Handel nicht eingehen. Ihr müßt zulegen, viel, das Beste."

Der Dechant schlug wieder die Augen auf: „Sprecht!"

„Götze war es, dabei bleibt, dabei muß es bleiben. Glaubt Ihr nicht, daß ich auch Beweise sammeln kann? Ich habe auch Zeugen vorzuführen. Aber ich will einen besseren haben. Götze selbst soll es eingestehen."

Mit halb offenem Munde sah ihn der Geistliche an.

„Wäre das so schwer, ihn zu überreden, daß er eine Tat einräumte, die ihm vor den Menschen keine Schande macht? Was! Hat nicht der Krämer beim Handel seine Leute übers Ohr gehauen, mußten diese nicht selbst Justiz an ihm nehmen? Noch mehr, wie ich erfuhr, hat der Schelm von dem Trockenplatz des Herrn Leibkleid bei nächtlicher Weile fortgestohlen. Sollte Götz das ruhig hinnehmen! Wenn er gesteht, will ich sein Advokat sein vor dem Kurfürsten. Und kein schlechter; das glaubt mir. Nur ein Exzeß in eigenmächtiger Selbsthilfe war es; in die andere Wagschale tut man seinen guten Leumund, die ganze Ritterschaft tritt für ihn ein. Eine ritterliche Haft von ein paar Monaten, eine Geldbuße von ein paar Mark, die ich bezahlen will, und der ganze Bettel ist ausgeglichen."

„Gnädigster Herr, wer soll ihn dazu überreden!"

„Wozu seid Ihr Pfaff, wozu habt Ihr Logik studiert und die Beredsamkeit in Ingolstadt?"

„Wenn er bei gesunden Sinnen ist, Herr von Lindenberg —"

„Auf den Götz kommt's nicht an, es kommt auf Euch an, ob Ihr bei gesunden Sinnen seid."

„Er ist zu ehrlich und wahrhaftig."

„Will ich denn, daß er lügen soll? — Wenn er nicht geschlafen, wenn er gewußt hätte, daß der Krämer mit seinen Hosen durchging, würde er nicht gewütet und getobt, würde er nicht, auch ohne Hosen, aufs Pferd sich gesetzt haben, und hätte er dann ihn sanfter gestreichelt?"

„Ich glaube kaum."

„So verständigen wir uns. Er schlief acht volle Tage, so glaubt Ihr, er, ich vielleicht auch; aber tut der Mensch im Schlafe nichts? Vegetiert, träumt er nicht, fährt er nicht auf, ja, man weiß sogar, daß er auf Dächern spazieren geht! — Ist's so schwer, ihm einzureden, daß er das getan, was er hätte tun müssen, was er bei freien Sinnen getan haben würde? Ehrwürdiger Herr, bedürfen denn nicht Menschen wie er immer eines Vormundes, wie denn eigentlich die Mehrzahl der Menschen nur nachspricht, was andere ihnen vorsagen. Worauf wäre das Regiment der Kirche begründet, als daß sie bei guter Zeit die Vormundschaft über die Unmündigen übernahm. Diese Zeit möchte ihrem Ende sich nähern, da mancher Laie mündig wird. Es täte daher gut, wenn die Kirche beizeiten vernünftig teilte, was sie nicht allein besitzen kann."

„Herr von Lindenberg, wir verstehen uns, aber die Aufgabe —"

„Ist nicht so schwer, als sie aussieht. Kann Götz ein künstlich gewebtes, verschlungenes Redenetz rasch durchschauen? Nein. Kann er, darin gefangen, sich loshaspeln? Vielleicht, wenn er wieder geschlafen hat und erwacht ist und noch einmal geschlafen hat. Das mag er; wir haben, was wir wollten. Auf dem Landtage hat er immer nein gesagt; aber der Landtagsmarschall wußte ihn so zu verstricken in seinen Reden, daß er immer glaubte, Ja gesagt zu haben, und als er aufwachte, stand es zu Papier und sein Name darunter. Ich sage Euch da nur sehr was Alltägliches, was auf jedem Landtag vorkommt, aber wollt Ihr minder klug sein, als unser Landtagsmarschall?"

Der Ritter legte seine Hand auf des Dechanten Schulter und sah ihn mit durchdringender Freundlichkeit an.

„Es wäre — aber — sein Weib —"

„Wir haben es nur mit ihm zu tun. Sie ist in Hohen-Ziatz. Man hat Einlagerung nachgeschickt, damit nichts verschleppt wird."

„Versuchen will ich es" — sprach der Dechant mit gedämpfter Stimme — „in Anbetracht, daß das allgemeine Wohl —"

„Um Gottes willen, laßt das aus Eurem Gebet. Fliegt jetzt nach dem Mühlenhof. Der Vogt von Hoym wird Euch ohne Zaudern einlassen; Geistliche finden bei uns nirgend verschlossene Türen. Der Hofprediger Musculus ist, wie ich höre, schon bei ihm. Sprecht wie Cicero, wie Sankt Johannes, singt wie Orpheus, aber in einer Stunde muß es geschehen sein."

Der Dechant ging. An der Tür faßte der Ritter noch einmal seine Hand: „Der Bischof Scultetus wird alt. Mir hat es nie gefallen, daß ein Bauernsohn, eines schlesischen Schulzen Enkel, den Bischofssitz von Brandenburg einnehmen durfte. Wenn ich dann noch in der Nähe des Kurfürsten bin, so seid dessen gewiß, daß nur ein Kurmärkischer von Adel zu dieser erhabenen Würde gewählt wird. — Herr von Krummensee, rechnet dann auf mich." Er drückte ihm die Hand.

Es wäre ihm gut gewesen, wenn der Dechant fliegen können, denn das Gedränge auf der Straße war groß, es war aber doch vielleicht besser, daß er nicht flog, sondern nur mit großer Anstrengung sich durch die Volkshaufen und Marktleute den Weg bahnte. Inzwischen hatte ihm ein anderer auf unerwartete Weise bei dem Gefangenen den Weg in ganz anderer Weise gebahnt.

Der Hofkaplan Andreas Musculus, ein junger Priester, war auf Anlaß einer alten Frau von Bredow, die in Berlin lebte, zu ihrem gefangenen Verwandten gegangen, um ihm Trost einzusprechen oder seine Beichte abzunehmen. Sie hatten vieles und lange miteinander gesprochen, und Musculus den gedrückten Mann noch durch keine zornschnaubenden Verwünschungen und Blicke auf seine Sündhaftigkeit niedergeschmettert, wie wohl der Priester Art ist. Vielmehr hatte er so aufmerksam ihm zugehört, wie ein Arzt, der einen Kranken, dessen Zustand ihm noch zweifelhaft erscheint, ganz aushören will, um alle Symptome zu erfahren, bis er sein Urteil spricht.

„Es muß mit dem Satan zugehen," schloß der Gefangene, „ich kann mir's gar nicht anders denken. Bin mir doch keines Fehls und keiner Sünde bewußt. Die drei Wochen, daß wir Stände beim Landtage saßen, lieber Gott, da haben wir doch alle nichts getan; das weiß jedes Kind. Ihr nickt dazu. Dann kam der Festschmaus, da tranken wir auf des Kurfürsten Wohl und des ganzen kurfürstlichen Hauses, so lange wir stehen konnten, das ist doch keine Sünde! Wie's unterwegs war, das weiß ich nicht. Dann kamen wir in Hohen-Ziatz an, das weiß ich noch. Sie brachten mich zu Bett, das wird Sonntag vor acht Tagen gewesen sein. Freilich, da konnte ich nicht zur Kirch.e Wäre das etwa —? Ihr schüttelt den Kopf. Und von da hab' ich denn doch geschlafen, eigentlich bis ich wieder nach Berlin geholt wurde. Da fällt mir etwas ein. Meine Frau, die Brigitte, 's ist ein gutes Weib, aber sie sagen, daß sie ein bißchen freigeistisch wäre, ich verstehe das nicht. Wär's das etwa?"

Der Prediger schüttelte den Kopf: „Danach verlangt itzo Satan nicht. Strengt Euer Gedächtnis, lieber Ritter, vielmehr anderswo an. Habt Ihr nimmer geträumt?"

„Das wohl, ich weiß es nur nicht mehr recht. Einmal, das war kurios, stand ein langer Mann vor meinem Bette, im roten Mantel, mit einem großen, blanken Schwert unterm Arme; der fragt mich: „Warum warst du in Berlin?" — Ich sagte: Ich war ja Landstand. — „Was hast du da getan?" fragte er. Ich sagte: Ich habe gegessen, getrunken, geschlafen, Ja gesagt und Vivat gerufen. Er sagte: „Dazu brauchst du keinen Kopf!" Und schwipp, schwapp, schlug er ihn mir ab. Er rollte unters Deckbett, daß ich Mühe hatte, ihn wieder zu greifen. War das etwa der Gottseibeiuns?"

Der Prediger besann sich, aber schüttelte den Kopf: „Nein, lieber Mann, in der Gestalt zeigt itzo Satan sich nicht. Ich sage nicht, daß er sich nie so gezeigt hat, noch je so zeigen wird, allein das ist es nicht."

„Ich hab' mir sonst so mancherlei Bedenken darüber gemacht."

„Das ist aber Satans Werk, lieber Herr von Bredow, daß er die Gedanken des Menschen ablenkt auf andere Dinge, damit sie seinen Spuren nicht folgen sollen, und das ist mein ganzes Studium, daß ich ihm auf der Fährte bleibe. Er ist gar nicht so stark, als die Theologen meinen, daß er überall Gott in seinen Werken die Spitze bieten könnte. Er neckt und hänselt die Erdenkinder nur durch seine Geister, daß sie ihm überall nachsetzen sollen und so ihre Kräfte zersplittern, derweil er mit seiner ganzen Kraft, wie ein schlauer Feldherr sich auf eine Festung, auf einen Landstrich wirft, um ihn unversehens zu überrumpeln. Hat er sich festgesetzt, da erobert, dann geht er weiter in Sprüngen und Sätzen, wie der Ryssel im Schachspiel, und da ihm zu folgen, das freilich kann nicht ein jeder, er mag sonst sehr gelehrt sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heiratslustiger.

Humoreske von Max Dürr (Maulbronn).

Das Haus des Michael Rebmann unterschied sich wesentlich von den anderen Häusern des Dorfes. Es war zwar genau so klein, wie die anderen, einstöckig und mit einem Giebel auf die Dorfstraße hinaus, mit der kleinen Staffel, von der man durch die offene Haustüre in die Küche sah, und mit der angebauten Scheuer. Aber Michael Rebmanns Haus hatte etwas Zierliches, Akkurates, weil es vollständig geradlinig, rechtwinklig gebaut war und die Fensterläden sauber mit dunkelbrauner Ölfarbe und ein klein wenig mit bunter Verzierung bemalt waren.

Und genau so, wie das Haus von den übrigen Häusern, unterschied sich Michael Rebmann selbst von den übrigen Bauern, obgleich er im Dorfe geboren war, ebenso wie seine Vorfahren, die aus alter Zeit eingesessen waren.

Er war groß und schlank und hatte, trotzdem er sechsundvierzig Jahre zählte, noch etwas Jugendliches an sich, und es fiel dies auf, besonders wenn er ging, und obwohl er ein richtiger Bauer war, dem niemand etwas nachsagen konnte, so hatte sein ganzes Wesen doch etwas Leichtes, Verwegenes, das andere, wenn sie ihn nicht näher kannten, unangenehm berührte.

Jakob Rilling pflegte zu sagen, ein Schwabe werde erst mit vierzig Jahren gescheit, Michael Rebmann aber mit fünfzig, und das sei noch nicht einmal sicher, und so oft er ihn sehe, müsse er an seinen Hahn denken, den ihm im letzten Jahre der Fuchs geholt habe. Und die anderen ernsthaften Männer verzogen den Mund zu einem Lächeln, wenn es die Rede gab, daß man auf Michael Rebmann zu sprechen kam. Aber die Wirtin zum Grünen Baum, die eine gescheite und erfahrene Frau war, sagte: Gebt nur Obacht, Michael Rebmann macht noch einen dummen Streich und heiratet wieder. Und dann zuckte es den Männern, die schweigsam am runden Tisch saßen und ihre Pfeifen rauchten, wieder um die Mundwinkel . . .

Aber Michael Rebmann dachte gar nicht daran, noch einmal zu heiraten, denn erstens hatte er einen Sohn von dreiundzwanzig Jahren und dann schlägt man sich solche Geschichten aus dem Kopfe und zum zweiten war seine Ehe mit der verstorbenen Katharina Wegmann nicht zum besten ausgefallen. Sie hatte zwar ihrem Manne Güter genug beigebracht, die Rohräcker, die Wiesen am schönen Berg, den großen Acker am Holderweg, und Vieh, den ganzen Stall voll, aber auch ein unverträgliches, scharfes und schimpfiges Wesen, und da sie auch ein paar gute Jährlein älter war als Michael Rebmann, so taugte ihr, wie sie selbst sagte, das kecke Wesen ihres Mannes nicht, der in ihren Augen ein Possentreiber sei.

Es dauerte deshalb nicht lange nach der Hochzeit, so ging Michael Rebmann auf den Acker, wenn seine Frau Arbeit zu Hause hatte, und ging sie auf das Feld, hatte er gewiß im Stall zu tun oder in der Scheuer, weil er es für besser hielt, ihr aus dem Wege zu gehen.

Katharina Rebmann starb übrigens schon nach drei Jahren ihrer Ehe und Michael Rebmann trauerte um sie gerade so lange, als die Leiche im Hause war, und dann noch ein paar Tage, bis die Nachlaßteilung vorüber war.

Somit hatte Michael Rebmann keine Lust mehr, wieder zu heiraten, und wenn die Wirtin zum Grünen Baum ihm gegenüber Anspielungen machte, so fertigte er sie mit seinem gewohnten scherzhaften Lachen ab und sagte: „Einmal und nicht wieder, ein gebranntes Kind scheut das Feuer!"

„Nur daß du kein Kind mehr bist", entgegnete die Wirtin.

„Ja, ja, wir werden zusammen alt", gab er einfach zur Antwort und zwinkerte dabei lustig mit seinen vergnügten Augen.

Aber plötzlich kam es anders. Denn als er eines Tages die Dorfgasse herabging, mit der Sense über der Schulter, weil er auf der Schönenberger Wiese das Futter schneiden wollte, begegnete ihm Anna Maria.

Es kam ihm vor, als sehe sie ihn ganz eigen an, schüchtern und lockend zugleich, schamhaft und ein bißchen keck.

Anna Maria war die Tochter des Schmieds und sie war schlank und biegsam gewachsen, und hatte weiche und volle Haare, nicht wie die andern Frauenzimmer glatt, fest und strohig hinübergekämmt, eine frische gesunde Hautfarbe und dazu ausdrucksvolle Augen. Sie war einige Jahre von der Heimat weg im Dienste gewesen und darum fiel sie ihm jetzt besonders auf. Noch einige Male, solange er auf der Wiese mähte, kam es ihm in den Sinn, wie ihn das Mädchen so eigen ansah. Als er aber einige Stunden hart gearbeitet hatte, fühlte er starken Durst, er ging zur Wirtin zum Grünen Baum und dachte nicht mehr an Anna Maria.

Ein paar Tage später mußte er mit den Ochsen in den Wald, um eine Eiche zu holen, und als er am letzten Hause, in dem der Förster wohnte, vorüberfuhr, kam ihm das Mädchen entgegen und aufs neue machte er dieselbe Wahrnehmung, ja es schien ihm sogar, als erröte sie leicht und lächle ihm zu, während der Ausdruck ihrer Augen ein sonderbarer, bittender und sprechender war. Sapperlot, dachte er, so habe ich mich nicht getäuscht. Das ist eine! Und er war durchaus nicht unangenehm berührt, ohne daß er übrigens der Sache irgend welche Bedeutung beigemessen hätte.

Dies wurde aber auch anders, als am nächsten Sonntag vor der Kirche die Tochter des Schmieds am Hause vorbeiging und er ganz deutlich merkte, daß das Mädchen suchend nach seinem Fenster sah, und als sie ihn erblickte, erst zutraulich und fast ein wenig zärtlich die Augen aufschlug und sie dann sofort schamhaft senkte.

Darüber wurde es Michael Rebmann sonderbar um das Herz und er begann nachdenklich zu werden und verlor sogar etwas von seiner übermütigen Lustigkeit.

Da er nun einmal aufmerksam geworden war, bemerkte er jetzt daß Anna Maria sehr häufig am Hause vorbeikam, und daß dies kein Zufall mehr sein konnte, und nun fiel ihm sofort ein, daß er ein hübsches Haus besaß und ein ansehnliches Areal von Äckern und Wiesen, daß aber der Schmied nicht als begütert galt.

Das ist eine! dachte er wieder. Sie will mich fangen. Das würde ihr gefallen, dieses schöne Haus, der Stall mit dem vielen Vieh, die Rohräcker und die Wiesen am schönen Berg und vollends der große Acker am Holderweg.

Hernach ging er aber in seine Schlafkammer und besah sich einige Zeit in dem kleinen Spiegel, der an einem Nagel an der Seitenwand des Kasten hing und vor dem er sich den Bart abzunehmen pflegte, und je länger er in den Spiegel sah, um so lieber sah er hinein, und er fand, daß er, Michael Rebmann, auch nicht schlecht aussah und, wenn er schon nicht mehr zu den Jungen zählte, auch nicht zu den Alten zu rechnen sei.

Als er später zur Kirche ging, kleidete er sich noch besser als gewöhnlich, und sein Aussehen war noch kecker als gewöhnlich, und wenn er an einer jungen Frau oder einem Mädchen des Dorfes vorüberkam, so nahm er noch eine herausforderndere Haltung an als gewöhnlich und sah ihnen so mutwillig in die Augen, daß sie sich mit ärgerlichem Lachen abkehrten. Hernach aber, bei der Wirtin zum grünen Baum, trieb er es so bunt, daß sie darauf schwor, und sagte: „Gebt Obacht, was ich schon früher gewettet habe, Michael Rebmann macht einen dummen Streich, und es dauert gar nicht mehr lange."

An diesem Abend betrank sich Michael Rebmann, was bei ihm nicht mehr vorgekommen war, seit seine erste Frau gestorben war. Die ganze folgende Woche arbeitete er dann fleißig, um sich gewissermaßen selbst auf die Probe zu stellen, ob seine Absicht auch stand hielte.

Endlich am nächsten Sonntag faßte er einen Entschluß und er holte sich den schwarzen Feiertagsanzug aus dem Kasten, den er bei seiner Hochzeit getragen hatte, kämmte sich die Haare mit dem nassen Kamm glatt und ging hinter das Gärtchen hinter dem Hause und pflückte sich eine vollerblühte Nelke in das Knopfloch.

Währendem hörte er im Hause seinen Sohn, der mit schwerem Tritt die kleine tannene Stiege von seiner Kammer herunterkam, und plötzlich fiel es ihm einigermaßen schwer aufs Herz, was wohl sein Sohn dazu sagen würde, wenn er sich wieder verheiratete.

Dann aber sagte er sich, daß ihm sein Sohn nichts dreinzureden hätte und daß er selbst noch jung genug wäre zum Heiraten, und als er wieder in das Haus trat und einen Blick in den Spiegel warf, fand er, daß er mehr wie ein älterer Bruder aussehe als wie der Vater dieses Sohnes, und dies machte ihm noch mehr Mut.

Darum setzte er sich mit einer kühnen und stolzen Gebärde an den Tisch.

„Michael", sagte er, „ich habe mit dir etwas zu sprechen."

Aber trotz dieser Einleitung wollte ihm das Wort nicht recht gelingen und er sah zur Seite und es entstand eine kleine Stille, während der sich die beiden Männer gegenübersaßen.

Da Michael Rebmann alt aber dachte, daß er zum Ende kommen müßte, begann er wieder und sagte: „Ich will es kurz machen. Es handelt sich um Anna Maria, die Tochter des Schmieds."

Darauf kam plötzlich Leben in den Sohn.

„Hast du bemerkt, daß sie öfter am Hause hier vorüberkommt?"

Darauf lächelte der Sohn.

„Sie ist ein hübsches Mädchen und gefällt mir sehr gut."

„So bist du einverstanden?" sagte schnell der junge Michael Rebmann.

„Einverstanden?"

„Wir haben uns das Heiraten versprochen", versetzte der junge Michael Rebmann schlicht.

Darauf nahm Michael alt ganz heimlich die Nelke aus dem Knopfloch und steckte sie in die Tasche.

„Sie ist ein braves arbeitsames Mädchen und wird eine tüchtige Bäuerin werden", erklärte Michael Rebmann jung eifrig, da er glaubte, für sie sprechen zu müssen.

„Es war aber durchaus nicht nötig. Michael Rebmann alt gab seine Zustimmung.

Nachher gingen beide, Vater und Sohn, zusammen zur Kirche und es fiel allgemein auf, wie würdig und gesetzt Michael Rebmann alt aussah und wie er mit väterlichem Stolz in der Begleitung seines Sohnes einherschritt.

Sein würdevolles Gebahren fiel sogar der Wirtin zum grünen Baum auf und sie äußerte sich darüber verwundert und konnte sich nicht zurecht finden.

„Ja, ja", sagte Michael Rebmann, „wir werden zusammen alt", und dabei versuchte er lustig mit den Augen zu zwinkern, aber es wollte ihm heute nicht recht gelingen.

Der neue „L. Z. 127".

Von Dr. H. Eckener, Friedrichshafen.

Auf Grund von Andeutungen und kurzen Mitteilungen, die ich gelegentlich in Vorträgen gemacht hatte, ist in der Presse verschiedentlich über eine wesentliche Konstruktionsänderung, die für den neuen Zeppelin „L. Z. 127" beabsichtigt ist, in nicht ganz zutreffender Weise berichtet worden. Ich komme deshalb gern der Aufforderung nach, etwas Authentisches hierüber zu sagen:

Es ist bekanntlich seit Jahren der Wunsch und das Bestreben der Luftfahrzeug-Konstrukteure, und zwar sowohl der Flugzeug- wie der Luftschiff-Konstrukteure, den Benzinmotor, wenn irgend möglich, durch eine andere Maschine zu ersetzen. Benzin ist zwar der konzentrierteste Brennstoff, den wir besitzen, und der Benzinmotor der spezifisch leichteste, den wir haben, aber die Feuergefährlichkeit der Benzindämpfe ist bekanntlich so groß, daß es äußerst wünschenswert erscheinen muß, weniger gefährliche Betriebsstoffe an Stelle des Benzins zu setzen. Die Gefahren und Schwierigkeiten einer sicheren Verwendung des Benzins wachsen naturgemäß ganz erheblich mit zunehmender Größe der Luftfahrzeuge und mit zunehmender Menge der mitzuführenden Betriebsmittel. Man stelle sich vor, daß beispielsweise der „L. Z. 126" auf seiner Fahrt nach Amerika 30 000 Kilogramm Benzin in hundert Fässern mit sich führte, die durch ein ungeheures Netz von Benzinrohren mit den Maschinengondeln verbunden waren, und daß die geplanten Riesenflugzeuge auf erheblich kleinerem Raum 16—20 000 Kilogramm Benzin mitführen werden, um das Fahrzeug über eine Strecke von 2500—3000 Kilometer zu bringen!

Es sind von verschiedenen Seiten Versuche gemacht worden, an Stelle des Benzinmotors den Rohölmotor zu setzen — mit negativem Erfolg, da das Konstruktionsgewicht der Rohölmotoren viel zu hoch ausfällt. Von seiten der Luftschiff-Konstrukteure hat man mehrfach, insbesondere auch in England, eine Lösung in dem Sinne versucht, daß man das Traggas der Luftschiffe (Wasserstoff) für den Antrieb der Motoren mit heranzuziehen unternahm. Man hofft auf diese Weise, den notwendigen Benzinvorrat wenigstens um einen erheblichen Bruchteil zu vermindern und die Ergänzung durch die Ausnützung des ohnehin freiwerdenden Traggases zu finden. Bei diesem Bemühen kam ein weiterer Gesichtspunkt zur Geltung: Das Luftschiff wird bekanntlich durch den fortgesetzten Verbrauch der Betriebsmittel in Gestalt von Benzin stetig leichter, so daß es notwendig erscheint, einen Ausgleich durch zeitweiliges Ablassen des Traggases zu schaffen, um nicht bei starkem dynamischem Fahren des Luftschiffes eine sehr wesentliche Einbuße an Geschwindigkeit zu erleiden. Alleiniger Verbrauch von Benzin ist, weil er eine einseitige Entlastung des Luftschiffes bedeutet, fahrtechnisch widersinnig und überdies höchst unwirtschaftlich, weil wertvolles Traggas ungenutzt dabei verschwendet werden muß. Das Ideal für die Luftschiffführung mußte deshalb sein, ein Betriebsmittel für die Motoren zu finden, das in fahrtechnischer wie in wirtschaftlicher Beziehung eine einwandfreie Lösung der angegebenen Mißstände an die Hand gab.

Der Luftschiffer Zeppelin, der sich seit geraumer Zeit mit diesem Problem beschäftigte, hat nun in den schweren sogenannten Kohlenwasserstoffgasen, die ein spezifisches Gewicht von rund 1 haben, das geeignete Betriebsmittel gefunden und bereits seit mehreren Monaten mit außerordentlich günstigem Ergebnis in Motoren erprobt. Die Verwendung dieser Kohlenwasserstoffgase bringt eine Reihe von z. T. sehr wesentlichen Vorteilen: Da ihr spezifisches Gewicht, wie gesagt, etwa gleich dem der atmosphärischen Luft ist, führt ihr Verbrauch in den Motoren weder zu einem Leichter-, noch zu einem Schwererwerden des Luftschiffes. Dieses bleibt dauernd annähernd im statischen Gleichgewicht und erzielt infolgedessen eine höhere Durchschnittsgeschwindigkeit. Ferner wird, im Einklang mit der oben erwähnten Forderung auf größere Betriebssicherheit, das gefährliche und in seinen gewaltigen Mengen schwer unterzubringende Benzin ausgeschaltet: An Stelle eines Kubikmeters Traggas (Wasserstoff), das etwa einen Kilogramm Benzin zu tragen hatte, setzt man einen Kubikmeter Triebgas, da der Raum hierfür nach Fortfall des Benzins und des zugehörigen Volumens an Traggas natürlich freigeworden ist.

Die Ersetzung von Benzin mit zugehörigem Traggas durch Triebgas hat nun weiter einen anderen sehr wesentlichen Vorteil: Der Kaloriengehalt eines Kubikmeters von schweren Kohlenwasserstoffgasen ist um etwa 30 v. H. größer als der eines Kilogramms Benzin. Auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß ein Kubikmeter Wasserstoff etwa 1,15 Kilogramm Benzin trägt, wird deshalb der Leistungswert von einem Kubikmeter Wasserstoff um 20—25 v. H. höher sein als der des dafür in Fortfall kommenden Benzins. Man kann alo auf Grund der Zunahme der Durchschnittsgeschwindigkeit und auf Grund des größeren Kalorienwertes des neuen Betriebsmittels die Leistungszunahme des Luftschiffes bei gleicher Größe ohne Übertreibung um 25 v. H. höher einschätzen. Es ist hier dabei gar nicht in Rechnung gebracht, daß bei Wegfall des Benzingewichts ganz erhebliche Verminderungen am Konstruktionsgewicht des Luftschiffgerippes eintreten können, da die Lagerung der Benzinmengen wesentliche Verstärkungen gewisser Teile des Luftschiffes erforderlich machte. Auch dieser Gewinn wird der Leistungsfähigkeit der künftigen Luftschiffe zugute kommen.

Die mitzuführenden Mengen an Betriebsgas werden im unteren Teile des Luftschiffes in besonderen Gaszellen, wie angedeutet, in bequemer Weise untergebracht werden können. Es ergibt sich hierbei der weitere Sicherheitsgewinn, daß an Stelle des sehr explosiblen Wasserstoffs über dem ganzen Laufgang ein Gas tritt, das sehr viel engere Explosionsgrenzen hat und sehr viel weniger flüchtig ist (weniger starke Diffusion hat), so daß der untere Teil des Luftschiffs immer absolut frei sein wird von explosiblem Gemische. Von ganz großer Tragweite kann aber endlich die Tatsache werden, daß künftig infolge der Verwendung von spezifisch schweren Triebgasen ein periodisches Abblasen von Traggas, wie oben angedeutet, nicht mehr nötig sein wird. Es wird deshalb möglich sein, künftig zur Verwendung des teuren und seltenen Heliums als Traggas überzugehen und damit auch das bisher als Traggas verwendete sehr explosible Wasserstoffgas auszuschalten.

Bei dem im Bau befindlichen „L. Z. 127" wird man zweckmäßigerweise vorerst noch ein verhältnismäßig geringes Quantum Benzin mitnehmen, um dieses unter besonderen Umständen, d. h. wenn eine Entlastung des Luftschiffs durch Verbrauch von Betriebsmitteln sich als geboten ergeben sollte, in den Motoren zu verbrennen. Aber es wird sich auch bei diesem ersten Schiff nur um eine geringe Menge handeln, die unter sicherer Kontrolle gehalten werden kann. Die sehr wesentlichen Abänderungen, die die Verwendung des neuen Betriebsmittels mit sich bringen, werden natürlich eine etwas längere Bauzeit des „L. Z. 127" erfordern, und ebenso werden die Probe- und Versuchsfahrten sich naturgemäß etwas länger hinziehen und voraussichtlich Anlaß zu Abänderungen und Verbesserungen der geplanten Neuanlagen führen.

Im allgemeinen aber ist der hier entwickelte neue Konstruktionsgedanke für Luftschiffe vollständig klar und einwandfrei und bedeutet einen Fortschritt auf dem Gebiete des Baues und der Verwendung von Luftschiffen, dessen Konsequenzen noch nicht abzusehen sind.

Lustige Rundschau



* **Ein witziger Beamter.** Auch Beamte können gelegentlich witzig sein, wie folgender Vorfall beweist: Auf dem Leipziger Hauptbahnhof setzt sich ein Zug in Bewegung. Eine hübsche, junge Dame wirft ihrem Bräutigam, der ihr vom Bahnsteig die letzten Grüße zuwinkte, einige Kußhände zu. Da droht ihr ein Schaffner mit dem Zeigefinger und meint wichtigtuerisch: „Fräulein, das Hinauswerfen von Gegenständen aus dem fahrenden Zuge ist verboten!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.